Die erkenntnistheoretische Dimension des konstitutiven Charakters des gegenwärtigen Mediensettings

Peter Schmitt

Zusammenfassung des Beitrags

Die Frage nach Wissen und Erkenntnis geht heute Hand in Hand mit der nach einem Internetzugang. Tatsächlich erübrigen sich die meisten inhaltlichen Diskussionen mit dem Aufrufen der passenden Website. Das Internet der Dinge verheißt zudem eine Welt der implementierten Information. Die Smartphones, Smartcars, Smartwatches etc. sind für viele bereits eine dem Leben apriorisch zukommende intelligente Umwelt, der man sich wiederum zu bedienen wissen muss. Sie stehen insofern für eine Zäsur des informationellen Selbstverständnisses des Menschen. Nicht mehr der Mensch weiß, sondern die Geräte um ihn herum. Der Studiengang "Digital Humanities" steht paradigmatisch für eine Zeitenwende in den universitären Geisteswissenschaften. Es heißt, der Mensch der Zukunft wird ein digitales Wesen sein. Doch wird tatsächlich unser Verstand digitalisiert? Sind - mit Kants Worten gesprochen - die Untersuchungen der "eigentlichen Grundsätze des Verstandes" (Kant 2003, S. 589) nicht mehr eine Analyse menschlichen Vermögens, sondern eine der Technik, der Cloud? Im Folgenden wird der Weg zu einer umfassenden Quantifizierung des Wissens nachgezeichnet. Diese stellt die Grundlage für die heutige Annahme von auslagerbarem Wissen dar. Zur Einleitung und Veranschaulichung habe ich eine kurze Episode aus Michail Bulgakows "Arztgeschichten" gewählt. Danach wird das eigenartige Phänomen des "digitalen Fakts" beschrieben. Daraufhin wird auf die Möglichkeit der Digitalisierung unseres Geistes eingegangen. In diesem Zusammenhang ist von den "extended minds" die Rede. Der Mensch selbst erscheint in der Ära der Digitalisierung als "augmented human", der ohne seine smarte Umwelt scheinbar nur noch ein verkürztes intellektuelles Dasein fristet.

Schlüsselbegriffe: sample • sample • sample • sampple

Quantifizierung des Wissens

„Ich bin wie der falsche Demetrius“ (Bulgakow 2009, S. 13), denkt sich der Protagonist der Arztgeschichten von Bulgakow. Er, der junge Arzt, der mit Bravour sein Examen an der Moskauer Universität bestanden hatte, findet sich in der ländlichen Einöde Russlands wieder, um als einziger Arzt im Kreis ein Krankenhaus zu leiten. Wir befinden uns im Jahr 1927 und erleben, wie sich ein mutiger, aber von Selbstzweifeln gequälter Äskulap mit dem nutzlosen Bücherwissen herumschlagen muss, das er in der Hochschule auswendig lernen musste. Als

eine komplizierte Entbindung ansteht, muss er sich eingestehen, dass er nicht weiß, wie er vorgehen soll, obwohl er sich im letzten Semester ausführlich mit dem Thema Geburtshilfe befasst hatte. „Ich hatte doch erst kürzlich im Döderlein gelesen. Hatte noch einzelne Stellen unterstrichen, mich aufmerksam in jedes Wort hineingedacht, mir das Zusammenwirken der Teile und verschiedene Methoden vorgestellt. Und ich hatte mir beim Lesen eingebildet, der ganze Text wäre für alle Zeiten in mein Gehirn geprägt“ (ebd., S. 39). Doch als er am Operationstisch steht, weiß er nichts mehr von alledem. Zu seinem Glück erklärt ihm die Arzthelferin, wie sein Vorgänger bei einer komplizierten Entbindung vorgegangen ist. „Ich hörte ihr begierig zu, bemüht, mir kein Wort entgehen zu lassen. Diese zehn Minuten gaben mir mehr als alles, was ich zum Staatsexamen, das ich ausgerechnet in Geburtshilfe mit „sehr gut“ abschloss, darüber gelesen hatte. Aus ihren abgerissenen Worten, unvollendeten Sätzen und flüchtig hingeworfenen Anspielungen erfuhr ich das Notwendige, was in keinem Buch steht“ (ebd., S. 41). Die Operation verläuft gut. Er wendet das Wissen an, das ihm die Krankenschwester gegeben hatte und schafft es, Leben zu retten. Als der junge Arzt nach vollendeter Arbeit in seine Wohnung zurückkehrt, ist er aufgewühlt und kann nicht schlafen. So setzt er sich mit dem Döderlein an seinen Schreibtisch und blättert darin. „Und nun geschah etwas Interessantes: Die früher unklaren Stellen wurden ganz begreiflich, füllten sich gleichsam mit Licht, und hier in der Einöde, im nächtlichen Lampenschein, begriff ich, was es bedeutet – wirkliches Wissen“ (ebd., S. 44). Dreierlei soll die hier zur Einleitung gewählte Episode aus Bulgakows Buch verdeutlichen. Zum einen entsteht Wissen als inneres, subjektives Ereignis. Ganz einfach formuliert: Bücher - wie hier der Döderlein - im Schrank des Arztes machen den Arzt nicht zum Wissenden. Zweitens stellt sich das hier beschriebene "wirkliche Wissen" erst in der Verschränkung von Theorie und Praxis ein. Als der Arzt nach der Operation in seiner Kammer sitzt, bemerkt er, wie er erst mit seiner praktischen Erfahrung die vorher unklaren Stellen im Döderlein begreifen kann. Und als Drittes verdeutlicht die Episode eine Art von Abhängigkeit, ein Angewiesensein auf andere. Der junge Arzt merkt, dass die Krankenschwester ihm mit ihrem Wissen helfen kann und so zum Erfolg der Operation und zum Überleben des Patienten verhilft. Wissen entsteht also in der Relativierung der eigenen Ansicht, im Erkennen des Nicht-Wissens, in Kommunikation und richtiger Anwendung. Gerade in Bezug auf die Problematik der subjektiven Auffassung von Wissen gilt es zudem auf die Diskussion des protagoräischen Wissensbegriffs in Platons Theaitetos hinzuweisen. Dort macht Platon anhand des gescheiterten Definitionsversuchs deutlich, dass Wissen letztlich selbst mit einer logischen Deduktion im Grunde undefinierbar bleibt. Denn „es ist doch reine Torheit, wenn wir nach dem Wissen suchen, zu sagen, es sei eine richtige Meinung, verbunden mit Wissen, gleichviel, ob von der Verschiedenheit oder von sonst etwas“ (Platon 2003, S. 113). Platon will trotz des vermeintlich missglückten Definitionsversuchs den "vulgären Relativismus" des Protagoras nicht stehen lassen und bringt den Begriff der Wahrheit ins Spiel. Er besteht auf einer gewissen Verwandtschaft der beiden Begriffe Wissen und Wahrheit, die Adorno später mit seinem "Kriterium des Wahren" bezeichnen wird. Letzterer geht so weit, "wirklichem Wissen" die "unmittelbare Kommunizierbarkeit an jedermann" (Adorno 1977, S. 51) abzusprechen. Wissen verweist wie vielleicht kein anderer Aspekt des menschlichen Geistes auf den Begriff der Wahrheit auch wenn es "nur" - so könnte man im Sinne Kants hinzufügen - eine subjektive Wahrheit wäre. Dem steht ein mechanischer Wissensbegriff gegenüber, der seinen Ursprung nicht in der Antike, sondern in den Anfängen der Industrialisierung und der Aufklärungszeit hat und

gegen den Kant anschrrieb. Die offiziell von Descartes und Leibniz getragene "Mechanisierung des Geistes" weckten ihn bekanntlich aus seinem "dogmatischen Schlummer". Angeregt von der ersten Rechenmaschine des französischen Mathematikers, Erfinders und Philosophen Blaise Pascal entwickelte Leibniz seine "Pascaline". Sie war sozusagen der Holzcomputer, der als mechanischer Vorläufer der digitalen Maschine angesehen werden kann. Sie war die erste künstliche Intelligenz, die es erlaubte dem menschlichen Geist mechanische Gesetzmäßigkeiten zu unterstellen. Der bereits zur Zeit Adornos und Anders' allgemein anerkannte Wissensbegriff, gemäß welchem Wissen als „Gesamtheit der Kenntnisse, die jemand auf einem bestimmten Gebiet hat“ (Duden 1985, S. 760), definiert wird, hat also seinen Ursprung bei den Rationalisten der Aufklärungszeit. Und dieser Einfluss hallt heute noch in der allgemeinen Auffassung von Wissen nach. Denn der Ausdruck wird synonymisch verwendet zu Begriffen wie „Kenntnis“ oder „Bewusstsein (von etwas)“ (Wahrig 1986, S. 1441). Es ist also nicht - wie bei Bulgakow, Platon, Kant oder Adorno - subjektiv und nicht mit einem tieferen Sinn besetzt, sondern Summe von fraktaler Sachkenntnis, die bilanziert und digitalisiert werden kann.

Der digitale Fakt

Die kontextlose Information ist ein Produkt der Medienneuerungen der letzten beiden Jahrhunderte. Kant konnte dieses Phänomen nicht vorhersehen und man muss bei der gewagten Nebeneinanderstellung seiner Erkenntnistheorie mit der heutigen Medien-thematik spätestens hier eine klare inhaltliche Differenzierung vornehmen. Die Transformation der Bedeutung von Information nahm mit der Erfindung des Telegrafen und der Fotografie ihren Lauf. Beide Techniken veränderten die grundlegende Beziehung der Menschen zu Neuigkeiten. Unabhängig von den jeweiligen Kontexten wurden Neuigkeiten zu dem was sie heute auch immernoch sind: eine konsumierbare Ware. Zwei zeitliche Aspekte wurden mit dem Fortschreiten der Medialisierung immer relevanter: die schnelle Übermittlung der Information per Telegrafie und die Konservierung von Informationen per Fotografie. Mit den beiden Erfindungen wurde also die schnell übertragbare und speicherbare Information, wie wir sie heute kennen geschaffen. Gerade die zerstückelte Form der Weitergabe von Realitätsausschnitten, das Herausreißen beliebiger Momente aus den jeweiligen Zusammenhängen und die parallel hierzu entstehende Möglichkeit diese herausgerissenen Momente in neue Zusammenhänge zu bringen, sprich: "das Nebeneinanderstellen von Ereignissen und Dingen, zwischen denen es keinen logischen oder historischen Zusammenhang gibt" (Postman 1999, S. 113), erzeugte eine neue Form der Realitätswahrnehmung. Die Welt zerfiel zum ersten Mal in viele kleine Informationseinheiten, die nicht mehr Teil einer konsistenten Erzählung waren. Die Rahmung und Positionierung von Informationen, die heute viele Bereiche der Informationsweitergabe bestimmt, wurde zur entscheidenden Qualität. Die informations-bezogene Besonderheit der Fotografie wie auch der Telegrafie bestand also in der Möglichkeit zur beliebigen thematischen Verortung. Dabei "erscheinen alle Grenzen als etwas Willkürliches", so beschrieb es Susan Sontag. "Alles kann isoliert und ohne Zusammenhang mit etwas anderem dargestellt werden: Nötig ist nur, dass der Bildgegenstand anders gerahmt wird" (Sontag 1977, S. 22). Zur Kontextlosigkeit der Informationen mit dem Aufkommen der oben beschriebenen "schnellen Medien" kommt heute ihre digitalisierte Herkunftslosigkeit. Wer was einmal online gestellt hat, ist in der Tat - selbst für Experten - oft nur schwer zu erkennen. Ein der Sache implizites Verschwinden der Herkunft und des

Gewordenseins kann hier als konstitutiver Charakter des heutigen Mediensettings festgehalten werden.¹ Hinzu kommt die schiere Menge der Informationen. Die Rede ist von Informationsbergen - heute in digitalisierter Form bekanntlich Big Data genannt - und die überall verkündete Notwendigkeit von Speicherkapazitäten und Algorithmen um der Datenmengen Herr zu werden. Ähnlicher Ruhm wie den französischen Enzyklopädisten des 18. Jahrhunderts wird heute der Online- Enzyklopädie Wikipedia zuteil. Dem Zusammentragen von Informationen im Buchmedium der wenigen privilegierten Intellektuellen, steht heute eine weltweit agierende Armee von Informations-arbeitern gegenüber. Die Ergebnisse stehen jedem zur Verfügung, der einen Internetanschluss hat. Auch hier ist von einer Art Demokratisierung des Wissbaren die Rede. Was uns heute im Vergleich zur damaligen Informationsanhäufung abhanden gekommen zu sein scheint, ist der auklärerische Impetus der Enzyklopädisten und eine mit ihm zusammenhängende Euphorie gegenüber dem neuen unbekannten Wissen.² Heute - so scheint es - befällt viele bezüglich der Informationsberge, denen sie im Internet gegenüber stehen, ein diffuses Gefühl der Überforderung. Das unüberschaubare "Daten-durcheinander" geht mit zunehmenden Aufmerksamkeitsdefiziten einher. Auch wenn ordnende Kräfte - wie der Google-Algorithmus³ - am Werke sind. Das Internet verunsichert bezüglich der Organisierbarkeit und Orientierung, dass dem Einzelnen in einem überschaubaren Setting aus Printmedien sicherlich noch einfacher fallen konnte. Aufgrund der hier beschriebenen mehrdimensionalen Kontextlosigkeit der heutigen Information samt der quantitativen Flutung tritt darüberhinaus das Problem der Indikation eines Faktes in den Vordergrund. Was heute wirklich oder fiktional ist, man kann es selbst mit sogenannten Bildbeweisen oder gefilmten Sequenzen nicht belegen. Die Digitalisierung verändert also nicht nur die tsunamiartige Verfügbarkeit von sogenannten "Mytheninformationen", sondern auch die Struktur der Fakten selbst. Das von Baudrillard verkündete Ende der "Ordnung des Realen" (Baudrillard 1978, S. 9) scheint tatsächlich gekommen. Mit diesem Ende nimmt "der digitale Fakt" eine seltsame Rolle ein. Er funktioniert scheinbar nach neuen und anderen Regeln, denn ihm ist im eine Unbeständigkeit und Volatilität eigen, die früher ein eher Kennzeichen des Gerüchtes, des nicht-Faktes gewesen ist. Mercedes Bunz beschreibt die Lage folgendermaßen:

"Damit unsere Kenntnis der Fakten akkurat bleibt, muss sie laufend aktualisiert werden - und es ist genau diese Veränderbarkeit, die uns mit einem Gefühl der Konfusion und Beunruhigung zurücklässt. Die sich permanent ändernden Fakten müssen falsch sein, schließlich verändert sich die Wahrheit nicht, sie ist zeitlos. Es scheint, dass wir hier immernoch nach Regeln eines älteren Diskurses denken und uns an eine Logik halten, die uns zwar gute Dienste geleistet hat, die aber im Grunde im Zeitalter der Druckerpresse verhaftet geblieben ist (Bunz 2012, S. 60f.)."

¹ vgl. hierzu das Thema der One-Way-Links im Internet bei Lanier, 2015, im Interview mit von Blumencron, unter URL: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/die-digital-debatte/internet-vordenker-jaron-lanier-im-gespraech-13679623.html> [Zugriff am 12.12.2017].

² Diese ein wenig überspitzte Äußerung lässt sich mit dem auklärerischen Wesen der Whistleblower leicht entkräften. Eine gewisse - in Anbetracht der Datenmengen sicherlich berechnete - Datenmüdigkeit der Gesellschaft kann aber auch hier verzeichnet werden.

³ vgl. hierzu Shirky: Here Comes Everybody. The Power of Organizing without Organizations. 2009, S. 5ff. Der Medienexperte betont die organisierenden Kräfte des Internet und das Wegfallen der eigenen Verwaltungs- und Organisationsleistungen.

Die Situation ist verworren: Viele Fakten werden durch ihre beständige Aktualisierung zwar immer exakter, sie verlieren aber gleichzeitig ihre Beständigkeit, die einst ein Kennzeichen des Wahren, zumindest des Wahrhaftigen war (vgl. Arendt 1972, S. 84).

Digitalisierung des Geistes

Gerade die Vorstellung eines quantifizierbaren Wissensbegriffs legt die Auslagerbarkeit von Wissen nahe. Es bestehe - so Bunz - aus "prozessierten Informationen". Zentral bei ihrem Konzept von Wissen im Digitalisierungszeitalter ist der Vorgang der Algorithmisierung. Allen voran ist hier natürlich der Google-Algorithmus zu nennen. Dessen Erfolg beruht auf der Zusammennahme von dreierlei Variablen: Inhalt, Häufigkeit der Aufrufe einer bestimmten Seite und - das setzt den Suchalgorithmus von anderen ab - das Programm zählt die Häufigkeit der Links, die auf eine bestimmte Seite führen.⁴ Das heißt, Links von Nachrichtenhäusern wie dem Guardian oder der New York Times wiegen schwerer als die von unbekannten Seiten.⁵ Algorithmen würden aber nicht nur menschliche Orientierung simulieren⁶, sondern das Wissen selbst auf komplexe Weise reproduzieren, das heißt Informationen zunächst klassifizieren, neu zusammenstellen und zu dem umverarbeiten, "was wir gewöhnlich als 'Wissen' bezeichnen" (Bunz 2012, S. 15). Entscheidend im Kontext der hier angestellten Betrachtungen ist folgende Überlegung von M. Bunz: Wer oder was prozessiert - also Informationen in Wissen transferiert - ist im Grunde egal, denn Programme wie "Stats Monkey" beispielsweise "haben mittlerweile gelernt, nicht nur Fakten zu liefern, sondern diese auch weiter zu prozessieren." Das was der Protagonist in Bulgakows Arztgeschichten in Theorie und Praxis vereint, mit der erfahrenen Krankenschwester abgleicht und schließlich am Abend im Kämmerchen reflektiert, soll heute auch für Programme möglich sein? Für Bunz und viele andere Internettheoretiker lautet die Antwort: Ja. Interessant bei ihrer Vorstellung von ausgelagertem Wissen ist insbesondere die gleichzeitige Auslagerung von "Lernen". Programme wie "Stats Monkey" würden also "lernen" Fakten zu liefern und Informationen zu prozessieren. "Die Digitalisierung verändert" somit nicht nur "was und wie wir wissen", sondern was und wie wir lernen. Und damit nicht genug: Selbst das Verfassen von Texten kann nicht mehr exklusiv als menschliche Fähigkeit gelten. Hierzu möchte ich ein bisschen weiter ausholen und zumindest eine kurze Zusammenfassung der Geschichte und Funktionsweise des oben beschriebenen Programmes sagen. Stats Monkey ist ein Programm, dass von vier Studenten der Northwestern University in Illinois entwickelt wurde und für viele die Antwort auf die Frage nach der Zukunft des Lokaljournalismus darstellt. Das Programm erstellt selbständig Berichte zu vielerlei Arten von Veranstaltungen, bei denen mit geringer Komplexität der Berichtsinhalte zu rechnen ist. Spielberichte zu Mannschafts-sportarten gehörten zu den ersten geglückten Berichten. Dabei vereint Stats Monkey zwei digitale Techniken:

⁴ Zudem sind ca 200 weitere Variablen im Algorithmus "verrechnet".

⁵ Die Erfinder des Google-Algorithmus S. Brin und L. Page veröffentlichten 1998 den für die heutige Wahrnehmung bahnbrechenden Aufsatz "The Anatomy of Large-Scale Hypertextual Web Search Engine" zu ihrem Ansatz. Der Aufsatz ist einsehbar unter URL: <http://infolab.stanford.edu/~backrub/google.html> [Zugriff am 22.12.2017].

⁶ Bunz kommt zu dem unnachvollziehbaren Schluss, dass durch die stärkere Gewichtung der bekannten Seiten eine Simulation der menschlichen Orientierungsleistung als solche bewerkstelligt würde. Das von den großen Verlagshäusern vorgegebene Aufmerksamkeitsverhältnis, dass der Google-Algorithmus damit indirekt festigt, wird von ihr nicht weiter beleuchtet.

"Im ersten Schritt eignet sich der Algorithmus im Netz veröffentlichte Spielstände an; im zweiten ermittelt er aus diesen Spielständen durch einen sogenannten algorithmischen 'Entscheidungsbaum' die wichtigsten Akteure und den Spielverlauf. Das Ergebnis fügt er dann mithilfe vorgeschriebener Bausteine zu einem Textfragment zusammen: 'Team X ging früh in Führung und war nicht mehr einzuholen' oder 'Team Y versuchte, sich wieder zu fangen, aber vergebens'. Auf diese Weise entsteht mit einem Klick ein Knochentrockener, aber informativer Spielbericht - schneller als ein Mensch je einen einzigen Satz schreiben könnte" (Bunz 2012, S. 14).

Bunz kommentiert einen Spielbericht mit der folgenden für die allgemeine Auffassung von Kulturtechniken nicht unerheblichen Feststellung: Es ließe sich zwar über die Qualität der Texte von Stats Monkey streiten, "nicht jedoch über die Tatsache, dass hier eine Kulturtechnik automatisiert wird, über die wir bislang exklusiv verfügten: das Verfassen eines Textes und damit auch das Erzählen einer Geschichte" (ebd.). Was mit Suchmaschinen angefangen hat, kulminiert heute in Programmen wie dem besprochenen Stats Monkey oder WolframAlpha⁷. Darüberhinaus sind eine Vielzahl weiterer Programme in Verwendung, die den Alltag der Menschen verändern. Intelligente Haushaltsgeräte, wie der vermeintlich selbstständig agierende Saugroboter, oder Programme zur Benotung von studentischen Hausarbeiten seien - so Christoph Kucklick - scheinbar "ähnlich brauchbar wie Professoren" (Kucklick 2016, S. 67). Ein Verweis auf Günther Anders' Überlegungen zur "Technik als Subjekt der Geschichte" (Anders 1985, S. 279) drängt sich an dieser Stelle auf. Bunz geht von einem Transfer von einst höchst menschlichen Eigenschaften aus. Orientierung, Wissen, Lernen und Schreiben sind seit der Digitalisierung nicht länger Territorien der menschlichen Psychosomatik, sie werden zunehmend von den Algorithmen der vernetzten Computer dieser Welt annektiert. Bunz geht aber noch einen Schritt weiter. Auch die Inhalte - also die Fakten selbst - gewinnen für sie eine ganz grundlegend neue Bedeutung. Nicht weniger als der Begriff der Wahrheit steht dabei zur Debatte. "Anstatt Informationen wie in einem Lexikon als gegebene Fakten zu präsentieren, bieten uns Suchmaschinen wie Google eine Pluralität an Stimmen" (Bunz 2012, S. 31). Sie sieht in dieser Pluralität eine Veränderung des Verständnisses von "Erkenntnis" an sich. Es sei nicht eine autoritäre Stimme mehr, die über "Wahrheitsansprüche" befinde, sondern "im Peer-Review-Verfahren bestimmt ein Chor aus Experten, welche Stimme derzeit am 'tatsächlichsten' singt" (ebd., S. 32). Wissen demokratisiere sich auf diese Weise und mehr noch: es ist beständig dabei sich zu relativieren, erweitern, begrenzen, etc. Sie betont zudem den netzartigen Charakter des digital ausgelagerten Wissens. Im Rekurs auf Kants Kritik der reinen Vernunft ließe sich diesbezüglich ein interessantes Gedankenexperiment an die bisherigen Betrachtungen anschließen. Denn die unterschiedlichsten digitalen Kombinationen, Reihungen, Darstellungen bieten dem Nutzer neue Kategorisierungen, neue Arten der Relationen, neue Modalitäten insbesondere der Assertion und Apodiktion, vor allen Dingen aber die über das Big Data Phänomen bedingte Neuauslegung des Verhältnisses zwischen Quantität und Qualität.⁸

⁷ WolframAlpha wird als Wissensmaschine ("knowledge engine") bezeichnet. Wie Google ist es eine Suchmaschine, die aber im Unterschied zum Netzgiganten eine Vielzahl weiterer Fakten zum gewünschten Suchbegriff mitliefert. Verweise zu naheliegenden thematischen Bereichen, Diagramme, Hintergründe, etc. werden anschaulich wiedergegeben und - was das Programm besonders attraktiv macht - mit Datensätzen anerkannter wissenschaftlicher Institutionen abgeglichen (vgl. URL: www.wolframalpha.com [Zugriff am 17.12.2017]).

⁸ vgl. die Einteilung der Verstandesbegriffe in Kant: Kritik der reinen Vernunft, 2003, S. 148.

Extended minds, augmented humans

Man stelle sich vor ein hochgebildeter Zeitreisender aus dem Jahr 1913 taucht in einer Rateshow im heutigen Fernsehen auf. Er weiß nicht, dass seine Spielpartnerin mit einem Smartphone ausgerüstet ist, geschweige denn was ein Smartphone oder Computer samt Netzanschluss bedeutet. Ihm wird die Gelegenheit gegeben seinem Gegenüber etliche Wissenfragen zu beliebigen Themen zu stellen. Schnell kommt er zu dem Schluss, dass er mit reinen Informationsfragen zu historischen Daten keine Unsicherheit erzeugt. Zudem bemerkt er, dass seine Konkurrentin lange Passagen aus der Bibel oder Goethes Werken zitieren kann. Die Relativitätstheorie erklärt sie in Rekordzeit.

"Ihre mathematischen Fähigkeiten sind verblüffend, auch komplexe Rechnungen löst sie in Sekunden. Sie kennt nicht nur Worte in allen gebräuchlichen Sprachen, sondern übersetzt zwischen entlegenen Sprachen, etwa aus dem Isländischen ins Lateinische (das der mann versteht). Besonders beeindruckt den Zeitreisenden, dass die junge frau nahezu jeden Ort der in erstaunlicher Detailliertheit beschreiben kann, als wäre sie gerade vor Ort. Sie kann auch von nahezu jedem ihrer Freunde (und sie hat Hunderte, wie sie sagt) ziemlich genau angeben, wo sie in diesem Moment sind und was sie tun" (Kucklick 2016, S. 197).

Nach einem schier endlosen, ermüdenden Gespräch kommt der Zeitreisende zu folgendem Schluss:

"Er hat es mit einer menschlich klingenden Superintelligenz zu tun. Entweder, so schlussfolgert er, hat die Menschheit innerhalb von hundert Jahren einen gewaltigen Evolutionssprung vollzogen. Oder eine völlig unvorstellbare außerirdische Macht hat von den Menschen Besitz ergriffen" (ebd.).

Wir wissen: Beides ist nicht der Fall. Die Verbindung des Menschen mit seinem tragbaren digitalen "Konvergenzmedium" macht ihn zu einem Wesen, das immer Zugriff auf enorme Mengen an Daten hat. "In Verbindung mit den Maschinen erscheinen wir heutigen Menschen wie von einem anderen Stern, als augmented humans: verbesserte, erhöhte Menschen" (ebd., S. 198), schreibt Kucklick als Schlussfolgerung auf sein Gedanken-experiment. Er folgt mit seinem Fazit dem Vater der Medientheorie M. McLuhan, indem er im Gebrauch der Medien ihre Erweiterungsfunktion, ihre Prothesenartigkeit des menschlichen Körpers zugesteht. Die Symbiose des Menschen mit seiner Prothese stand bei McLuhan im Zentrum seiner Medientheorie. Für ihn waren Medien eine Extension, eine Veräußerung des menschlichen Körpers. Das Rad als eine Erweiterung des Fußes oder wie hier: der Computer als eine Veräußerung des menschlichen Gehirns, im Sinne der Funktionalität, die das Gehirn innehat. Es ist hier aber nicht die Frau, die eine Maschine in der Hand hält und mit dieser befähigt ist, außerordentliche Wissensmengen abzurufen. Eine Frau, die ohne der prothesenartigen Maschine in der Hand dem Zeitreisenden intellektuell vielleicht weit unterlegen wäre. Für die vorliegende Arbeit wird an dieser Stelle der Diskussion um Wissen inmitten des konstitutiven Charakters des heutigen Mediensettings ein wichtiges Auseinanderfallen zweier Perspektiven erkennbar: Ob 1. Maschinen immer mehr wissen und der Mensch immer dümmer wird, weil er Wissen "auslagert", oder 2. der Mensch ihm innewohnende kognitive Gesetzmäßigkeiten in die Apparate verlegt, sie dabei aber in seinem Sinne nutzt, ist ein wichtiger Unterschied. Im ersten Fall erscheint der Mensch entsubjektiviert, von einer wichtigen Eigenschaft seiner selbst abgeschnitten und im zweiten Fall erscheint er obwohl er Schemata des Wissens auslagert souverän. Erst mit dieser zweiten Sicht auf die durchaus nicht immer klar zu unterscheidende Lage kann der Mensch als ein

Wesen wahrgenommen werden, das sich die Apparate als Werkzeuge zur Erweiterung seiner Selbst zu Nutze macht. Etwa in der nicht abstreitbaren Tatsache der Vereinfachung und Entlastung bei Sucharbeiten jeglicher Art. Nicht mehr einer Bibliothek steht er gegenüber, einem Kartenraum, einer Enzyklopädie. Er hat alles in einem tragbaren Medium vereint und ist mit Hilfe von diversen Algorithmen in der Lage schnell aktuelle Informationen abzurufen. Wie lässt sich nun das folgende Zitat von einem der führenden Internetphilosophen unserer Zeit bewerten?

"Das Wissen lebt jetzt nicht nur in Bibliotheken und Museen und wissenschaftlichen Zeitschriften. Es lebt nicht nur in den Köpfen einzelner Menschen. Unsere Köpfe und unsere Institutionen sind einfach nicht groß genug, um das Wissen aufzunehmen. Das Wissen ist jetzt Eigentum des Netzes, und das Netz umfasst Unternehmen, Regierungen, Medien, Museen, kuratierte Sammlungen und miteinander kommunizierende Gehirne" (Weinberger 2012, S. 17).

David Weinberger spricht nicht vom konvergenten Medium, sondern vom Netz. Bei ihm ist das Netz so etwas wie eine abstrakte Größe und dem Menschen in unvergleichlicher Weise überlegen. Gemäß seiner digitalen Erkenntnistheorie ist es nicht mehr der Mensch, der weiß, nicht seine Institutionen verkörpern Wissenschaft, nicht mehr Regierungen treffen politische Entscheidungen aufgrund von Wissen außerhalb des Netzes, etc. sondern alle Akteure sind der Allwissenheit und mit ihr der Macht des Netzes unterworfen. Evgeny Morozov hingegen verweist in diesem Zusammenhang flüchtig auf die ersten Universitäten des 12. Jahrhunderts und macht deutlich, dass Wissen und den Wissenschaften immer eine gewisse netzartige Eigenschaft innewohnte. Gerade die Lerntheorie eines William James stellt ein gutes Beispiel für die Netzartigkeit des menschlichen Wissens dar. Er erarbeitete bereits im Jahre 1890 ein Konzept der mentalen Assoziationen, noch bevor Neuronen samt ihrer Eigenschaft der netzartigen Verknüpfung als Funktionseinheiten des Nervensystems noch unbekannt waren (vgl. Trimmel 2015, S. 39). Einer der bekanntesten Kritiker von Weinberger kommt zu dem Schluss, dass Letzterer etwas verwechselt, dass zu einem grundlegenden Missverständnis im Bereich der sogenannten "digitalen Erkenntnistheorie" führe. Weinberger verwechselte mit seiner Überschätzung des Internet "eine Verschiebung der Architektur des Netzes mit dem Beginn von vernetztem Wissen per se" (Anderson 2013, S. 76). Somit kann gerade im Sinne Kants die vorläufige Überhöhung der Technik der digitalen Vernetzung ein wenig geerdet werden, denn "das Internet ist nicht die Ursache von vernetztem Wissen, sondern dessen Folge" (Morozov 2013, S. 76). Theoretiker des extended mind⁹ würden hier nicht unbedingt widersprechen. Sie würden im Sinne McLuhans hinzufügen, dass der Mensch schon immer mit Medien gedacht hat: Schrift als Entlastung des Gedächtnisses, Stift und Papier zur Durchführung von komplexen Rechenaufgaben, etc. Der Mensch sei im Sinne der Theoretiker des extended mind schon immer eine Art Cyborg gewesen, "ein Mischwesen aus seiner Biologie und seinen Werkzeugen - ob diese nun Pfeil und Bogen, Amphoren, Streitwagen oder Laborpipetten heißen" (Kucklick 2016, S. 200). Der Frage danach, ob der Mensch schon immer ein Cyborg war oder ob er erst bald einer sein wird, soll hier nicht nachgegangen werden, vielmehr soll eine andere Art der Extension festgehalten werden: Das Internet führt zu einer Multiplikation von auf Anhieb Wissbarem. Die Einschränkung "auf Anhieb" muss vorgenommen werden, da mit oder ohne Internetzugang "Wissbares" schon

⁹ Siehe exemplarisch den unter Netzeuphorikern zum Kult avancierten Aufsatz "Extended Mind" von Clark und Chambers unter URL: <http://consc.net/papers/extended.html> [Zugriff am 1.12.2017].

immer existent war. Es ist mit ihm ein effizienterer Zugang zu Informationen möglich. Gleichzeitig - und hier sind wir wieder bei Kant - ist die Welt sicherlich nicht aufgeklärter als früher, also eine Extension der praktischen Vernunft kann sicherlich nicht festgehalten werden. Die einzelnen Menschen haben aber mehr Möglichkeiten sich zu informieren und gleichzeitig unendlich viele Gelegenheiten, sich in den Unmengen der Informationen zu verlieren.

Literatur

- Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik. Frankfurt a. M., 1977.
- Anders, Günther: Die Antiquiertheit des Menschen II. München, 1985.
- Anderson, C. W.: The Difference Between Online Knowledge and Truly Open Knowledge, 2012 unter URL: <https://www.theatlantic.com/technology/archive/2012/02/the-difference-between-online-knowledge-and-truly-open-knowledge/252516/> [Zugriff am 12.12.2017].
- Arendt, Hannah: Wahrheit und Lüge in der Politik. Frankfurt a. M., 1972.
- Baudrillard, Jean: Agonie des Realen. Berlin, 1978.
- Brin, Sergey; Page, Larry: The Anatomy of Large-Scale Hypertextual Web Search Engine, 1998 unter URL: <http://infolab.stanford.edu/~backrub/google.html> [Zugriff am 22.12.2017].
- Bulgakow, Michail: Arztgeschichten. München, 2009.
- Bunz, Mercedes: Die stille Revolution. Frankfurt a. M., 2012.
- Clark, Andy; Chalmers, David: Extended Mind, 1998 unter URL: <http://consc.net/papers/extended.html> [Zugriff am 19.12.2017].
- Drodowski, Günther; Müller, Wolfgang; Scholze-Stubenrecht, Werner; Wermke, Matthias: Duden – Bedeutungswörterbuch. Mannheim, 1985.
- Kant, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft. Stuttgart, 2003.
- Kucklick, Christoph: Die granulare Gesellschaft. Berlin, 2016.
- Lanier, Jaron über die Idee des One-Way-Links im Interview mit Mathias Müller von Blumencron unter URL: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/die-digital-debatte/internet-vordenker-jaron-lanier-im-gespraech-13679623.html> [Zugriff am 12.12.2017].
- Morozov, Evgeny: Smarte Neue Welt. München, 2013.
- Platon: Theaitetos. Stuttgart, 2003.
- Postman, Neil: Die zweite Aufklärung. Frankfurt a. M., 1999.
- Shirky, Clay: Here Comes Everybody. The Power of Organizing without Organizations. New York, 2009.
- Sontag, Susan: On Photography. New York, 1977.
- Trimmel, Michael: Einführung in die Psychologie. Münster, 2015.
- Wahrig, Gerhard; Wahrig-Burfeind, Renate: Wahrig Deutsches Wörterbuch. Gütersloh, 2002.
- Weinberger, David: Too Big to Know: Rethinking Knowledge Now that the Facts aren't Facts. Experts are Everywhere, and the Smartest Person in the Room Is the Room. New York, 2012.
- WolframAlpha, Webaufttritt der Knowledge Engine unter URL: www.wolframalpha.com [Zugriff am 17.12.2017].

Informationen zum Autor

Peter Schmitt kommt aus Stuttgart und ist Realschullehrer in Freiberg am Neckar. Im Zuge seiner Masterthese arbeitete er die Agenda Setting Theorie für Schulunterricht auf. Seine

Dissertation mit dem Titel "Relektüre der Medienkritik bei Günther Anders und Theodor W. Adorno aus Perspektive des konstitutiven Charakters des gegenwärtigen Mediensettings" wird von Prof. W. Marotzki (Magdeburg) und Prof. K. P. Liessmann (Wien) betreut.

Zitationshinweis:

Schmitt, Peter (2017): Die erkenntnistheoretische Dimension des konstitutiven Charakters des gegenwärtigen Mediensettings. In: Online-Magazin "Ludwigsburger Beiträge zur Medienpädagogik", Ausgabe 19/2017.

URL: <http://www.medienpaed-ludwigsburg.de/>